

Die Bora [Fortsetzung]

Autor(en): **Kelterborn, Rudolf**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **11 (1907)**

PDF erstellt am: **11.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-575115>

Nutzungsbedingungen

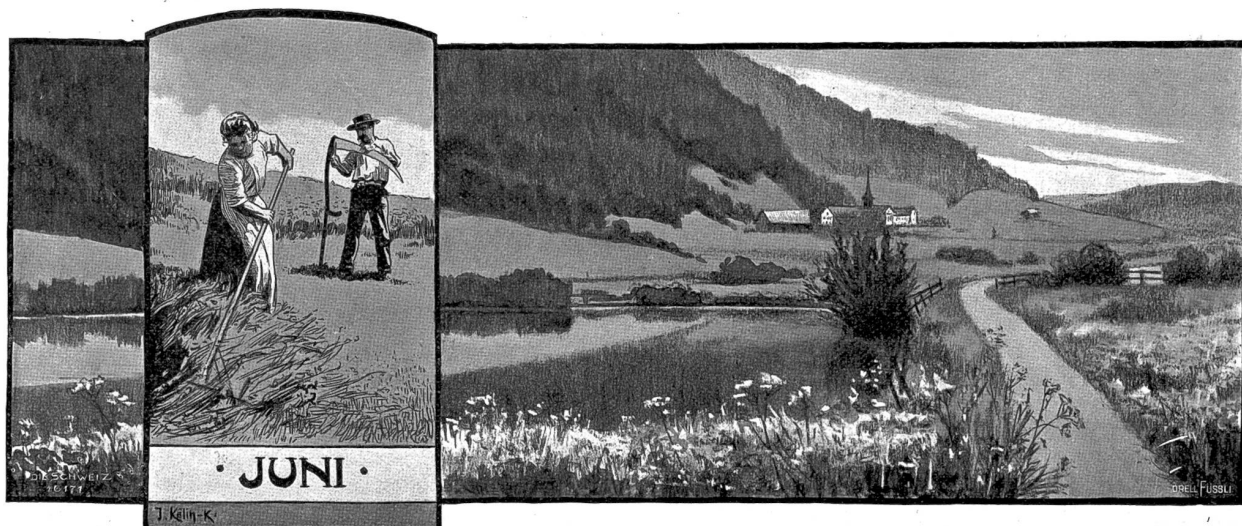
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Die Bora.

Erzählung von Rudolf Kelterborn, Basel.

(Fortsetzung).

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Trotz alledem, ja vielleicht gerade um so mehr fühlte sich Costimo behaglich. Wieder einmal der Stadtluft entronnen, so ganz dem Anblick der herrlichen Natur hingegeben! Dazu noch eng an das Weib ange-schmiegt, das ihm mit so unbegrenztem Vertrauen entgegenkam — jetzt, im Knabenkleid, nicht etwa ein Mann, sondern ein Kind geworden, eine der edelsten Perlen der Schöpfung! Anders benahm sich Margherita. Sie ward auffallend schweigsam, als bereute sie die leichtfertig unternommene Fahrt. Doch ihr Auge ruhte um so wohlgefälliger auf dem Freunde, dem das Farbenspiel der erregten Elemente ein so großes Kunstbehagen schuf. Wenn das Schifflein einen gar zu heftigen Ruck machte, daß man ein Umschlagen befürchten mußte, so schmiegte sich die zarte Frau aufs engste an den Mann, der sie schützen sollte. An Speis und Trank dachte niemand; man war fast froh, sich halten zu können. Noch viel weniger kam es den Schiffern zu Sinn, die Santa Lucia anzustimmen. Sie hatten alle Hände voll zu tun, der Segel Herr zu bleiben.

«Ecco la bora!» hieß es plötzlich. Wenn vorher das Reisepaar durch die herumkletternden Seeleute oft geniert worden war und wohl zehnmal hatte den Platz wechseln müssen, so hieß es jetzt kategorisch: «A fondo!» (Zu Boden!)

Wie ein Blitz hatte sich der heimtückische unerklärliche Karstwind eingestellt. Nun war den Schiffern die Anwesenheit der Fahrgäste nicht nur gleichgültig, sondern lästig. Die Segel mußten eingezogen werden, was eine mühsame Arbeit war; man mußte mit Aufwendung aller Kraft dafür sorgen, dem Winde nicht des Schiffleins Breitseite zu bieten. Costimo wurde aufgefordert, Hand anzulegen. Margherita, vom Mal di mare befallen, ward leichenbläß.

„Pelestrina!“ brüllte der eine, „Sotto Marina!“ ein anderer. Beides sind Sandhügel, die sich dünenartig dem Festlande vorlagern.

Die mitgebrachten Polster boten der verzagten Frau

ein um so dürftigeres Lager, da man den Boden des rohen Fahrzeugs, weil er handhoch Wasser gefaßt hatte, mit Stangen und Holzklößen erst einigermaßen versperren mußte.

Jetzt wars auch dem Künstler unwohl zumute. Das Bewußtsein, eine so mutwillig in den Tag hinein unternommene Fahrt so kläglich enden zu sehen, die Aussicht, daß man im besten Falle in Chioggia die Nacht zubringen müsse, da auch mit dem Dampfer eine Rückfahrt für die Erkrankte kaum mehr ratsam schien, paarten sich mit der materiellen Unbehaglichkeit, da das Segelboot, dieses vor einigen Tagen so ideal angesehene Fahrzeug, sich nun als so unzulänglich, ja geradezu als Marterkasten erwies.

So gings über zwei Stunden lang, wenn nicht lebensgefährlich, doch so ungemütlich wie möglich. Costimo, der, wenn allein, den Schreckenstag mit Lachen hingenommen hätte, empfand es nun doppelt schmerzlich, weil die Dame seines Herzens sich in ihrer Hilfslosigkeit und Zerfahrenheit noch Vorwürfe machte, daß sie das Unheil heraufbeschworen; denn sie erinnerte sich, gestern schon gehört zu haben, daß eine Bora zu erwarten sei, die sich in Friaul fast stets nach längerem Regen einstellt. Freilich nimmt der rasende Sturm dann in der Regel seine Richtung nach Dalmatien. Aber was half es nun? Heute war man in seinem Bereich, und man hatte unrecht getan, am Morgen bei der Abfahrt zu spotten, als Marco von der Spalmeggio und der Zumarea redete, die er nordostwärts wahrzunehmen glaubte, den Nebeln nämlich, die sich aus dem aufgeregten Wasserstaube bilden. Endlich nach langem Kampfe mit noch vereinzelt Windstößen und einem widerwärtigen Streit zwischen Künstler und Bootspersonal sah man sich unter Dach; doch nicht in der Stadt Chioggia, die wenigstens wohnliche Gasthäuser geboten hätte, sondern in einer einzelstehenden Herberge, die ganz urplötzlich auf einem Sumpflande emporgetaucht war, ein durchaus nicht einladendes Gebäude, dessen Gäste jedenfalls viel

mit den Doganieri zu tun hatten. Cosimo mußte es ruhig geschehen lassen, daß einer der Matrosen den leichenblaffen Knaben wie ein Kind auf den Arm nahm, und, durch den Schilfstand wachend, auf festen Boden trug. Die unter der Haustür stehenden Wirtsleute sahen den Ankömmlingen mit Mißtrauen entgegen, und man hatte Mühe, ihnen die Künstlerlaune plausibel zu machen. Des Malers Geld und der leicht erkannten Dame flehentliche Blicke bewirkten endlich, daß man ihnen ein Zimmer anwies oder wenigstens ein Gemach; denn von der Eleganz und Bequemlichkeit, an die Signora Albrizzi gewohnt, war da allerdings nichts zu spüren.

Eine Stunde später, da sich das Wetter vollkommen gelegt hatte, wanderte Cosimo auf dem Damm, der, einer alten Seebefestigung angehörend, die kleine Insel gegen den Anprall der Wellen sicherte. Auf Margheritas eigenes Bitten und nachdem er sich über ihre Sicherheit vollkommen beruhigt, hatte er sie allein und der Ruhe überlassen, was ihm auch die momentane Lage und der Anstand zu gebieten schien. Jetzt galt es einen Entschluß zu fassen, und zwar rasch und sicher, wie die Stunden bis zum Morgen, wo man sich nach Chioggia überfahren lassen konnte, zuzubringen wären.

Seine Absicht war, ein Viertel- oder halbes Stündchen im Freien sich zu ergehen, das Haus aber, unter dessen Dache Margherita weilte, nie aus den Augen zu verlieren. Die alte Herbergsmutter, welche die Flüchtlinge in Empfang genommen, machte persönlich keinen mißtrauenerweckenden Eindruck, sodaß man annehmen konnte, die Ruhebedürftige werde bei ihr soviel Pflege finden, als die Umstände erlaubten. Vorläufig hatte er der Alten erklärt, aus Schonung für die kranke Dame — er wagte es nicht, sie seine Gemahlin zu nennen — mit einem andern, wenn auch noch so dürftigen Schlafgemach vorlieb zu nehmen, doch müsse es unbedingt in ihrer Nähe gelegen sein. Die Wirtin, noch ungewiß, wie sie sich arrangieren könne, hatte versprochen, das Möglichste zu tun, ihn zu befriedigen. Cosimo selbst, nunmehr die Geschichte einigermaßen aus Distanz betrachtend, kam sich als Organisator ganz männlich vor und glaubte, die verworrene Angelegenheit zum guten Ende zu führen, vorausgesetzt, daß Marco Wort hielt und sich nach einer zuverlässigen Fahrgelegenheit für den nächsten Morgen umseh; auf die übrige Mannschaft mit dem Segelboot, die plötzlich unsichtbar geworden, wollte man gerne verzichten. Da Chioggia gar nicht mehr weit entfernt sein konnte, mußte es mit einem Ruderschiff leicht zu erreichen sein.

Mehr und mehr klärte sich des Malers Seelenzustand, da wieder ein blauer Himmel herrlich über der Adria lachte, da ein sanfter Wind über die Schilfwildnis strich und die Seewögel ihr munteres Wesen trieben. Seine Phantasie ward rege. Er erinnerte sich, wie in frühern Zeiten, da Venedig den Orient beherrschte, reiche Galeoten mit kyprischen Prinzessinnen, mit den Töchtern der stolzen Bane von Kroatien an der Piazzetta anlegten und vom Dogen und dem jauchzenden Volke begrüßt wurden. Auch diese mochten manchmal vom Meere gerüttelt, von Korsaren geängstigt worden sein, und doch waren sie Glieder in einem farbenreichen Bilde ruhmvoller Vergangenheit. Warum sollte er nun wegen des Stündchens Bora, die ihn ja kaum

gestreift, verzagt sein? Ihm war es zugleich, die schöne Frau, die er vor wenigen Minuten leidend, gänzlich gebrochen verlassen, lache ihn als Thetis mutwillig aus, emportauchend aus den schnellberuhigten Wassern, spottend, daß er ihren Scherz nicht verstanden. Und wenn er vom Wellenspiel wieder aufblickte und die Augen himmelwärts richtete in die unendliche Ferne, so mußte er der kommenden Jahre gedenken, die vor ihm lagen als ein Saatsfeld, das er zu bestellen hatte. Die Schönheit des Weibes und die Schönheit der ganzen weiten Gotteswelt war ihm in eins verschmolzen, in die eine kostbare Perle, von der das Evangelium redet; dann schienen sie ihm wieder getrennte Pole, die das Herz bald dahin, bald dorthin reißen. Er besann sich urplötzlich eines ernststen Augenblicks aus seinem Knabenleben, und dieser fesselte ihn so, daß er geschlossenen Auges die Tage seiner seligen Kindheit an seiner Seele vorüberziehen ließ. Er war, wenig über zehn Jahre alt, auf einer Reise von einem Onkel zum ersten Mal in ein Theater mitgenommen worden. Dessen, was in der Vorstellung gespielt wurde, entsann er sich nicht mehr; nur das war ihm gegenwärtig, daß auf dem Vorhang, der sich eine Ewigkeit nicht erheben wollte, ein Gemälde dargestellt war mit der Inschrift: *Adolescentiam Pallas a Venere avertit*. Der Knabe verstand nicht soviel Latein, der Onkel, der um Aufklärung gefragt wurde, gar nichts; doch er unterwies den Drängenden zum schönsten: „Wer's weit bringen will in Kunst und Wissenschaft, der muß es machen wie Herkules am Scheidewege. Der nahm die Keule zur Hand. Der Künstler greife zum Wanderstabe und erklimme den Parnas ohne Umsehen nach den Freuden der Welt!“

Während Cosimo sich so mit seiner Zukunft und Vergangenheit beschäftigte und fast ob des Staunens in die Wellen des Weibes vergaß, um dessen Willen er hiehergeraten, hatte Margherita ihrerseits ein seltsames Zusammentreffen zu bestehen. Wie es bei Seefranken in der Regel der Fall ist, hatte sich das Uebelbefinden fast augenblicklich gehoben, sobald die Leidende festen Boden unter ihren Füßen spürte. War es ihr nun in ihrem kläglichen Zustande selber willkommen gewesen, sich den Blicken des Mannes zu entziehen, in dessen Augen und Herzen sie so gerne die Meinherrscherin, die lichtbringende Gottheit spielen wollte, so kam ihr nun sein langes Ausbleiben, ihre Einsamkeit in der dubiosen Spelunke von Minute zu Minute unbehaglicher vor. Sie überschaute die ganze Situation, in die sie geraten war, sie machte Pläne auf Pläne, sie überlegte, ob sie das Haus verlassen und den Freund am Strande aufsuchen wolle; sie berechnete, daß, wenn alles programmgemäß verlaufen, sie nun längst wieder in Venedig zurück wäre. Nun schien ihr der heitere Himmel und die lachende See ihres Mißgeschickes zu spotten.

In dieser Stimmung überhörte Margherita ein mehrmaliges Klopfen an ihrer Tür. Diese tat sich endlich auf, und an der Seite der Padroneffa trat ein Mädchen herein von imponierender Schönheit, doch in ziemlich dürftiger Kleidung.

„Wir haben das Haus voll Männervolk,“ sagte in kategorischem Tone die Wirtin, „und das Mädchen ist keine von denen, die sich mit jedem Mascalone einläßt. Da die Signora das Zimmer allein benützt — dem Gespons

hab' ich unser Gemach eingeräumt — so müssen Sie sich halt bequemem, die gute Wanda auf der Fensterbank schlafen zu lassen. Anders kann ichs nicht einrichten, und wenn tutti Santi vom Himmel kämen! 's ist sowieso ein Leben, daß man die Pest kriegen möchte!"

Margherita hörte sprachlos zu. Auch das mit dem Namen Wanda bezeichnete Mädchen stand gleich einer Statue; offenbar gab sie sich Mühe, nicht als Bettlerin oder Vagantin zu erscheinen.

Ein Rufen und Lärmen von drunten nötigte die Wirtin das Zimmer zu verlassen. «Vuol accommodarsi!» sprach sie, beide Arme ausbreitend, gleichzeitig zur feinen Städterin und dem Kinde des Volkes. Damit verschwand sie.

Jetzt ergriff die Fremde das Wort und sprach, die feinste Haltung beobachtend: „Sie sind kein junger Mann, Sie sind ein Mädchen wie ich. Halten Sie mich nicht für unbescheiden, wenn ich Ihr Gemach betrete! Ich bin vom bösen Schicksal verfolgt und kann unmöglich drunten in der Schenke bleiben. Die Contrabandieri, die des Nachts hier ankehren, dürfen mich nicht sehen. Es ist schon einmal Blut um mich geflossen, es soll nicht wieder geschehen!"

„Gut!" sprach Margherita halblaut vor sich hin. Sie war noch ratlos und verwünschte es nun doppelt, daß ihr Reisegefährte, ihr natürlicher Freund und Beschützer, sie so leichtsinnig im Stich ließ, hier, in einer Schmugglerherberge, die sich vielleicht als Räuberhöhle entüllen konnte. Gleichzeitig flogen zwei entgegengesetzte Gedanken in ihr auf, gleichsam der Frau im Männerkleide entsprechend: „Ist es nicht eine törichte Tat, mit einer Fremden, die ja vielleicht selber dieser Gesellschaft

angehört, ein Zimmer zu teilen, sich ihr wehrlos hinzugeben?" und der andere Gedanke: „Hat mir nicht Gott sie als Schutzengel gesandt, das tüchtige Mädchen dem hilflosen Knaben!"

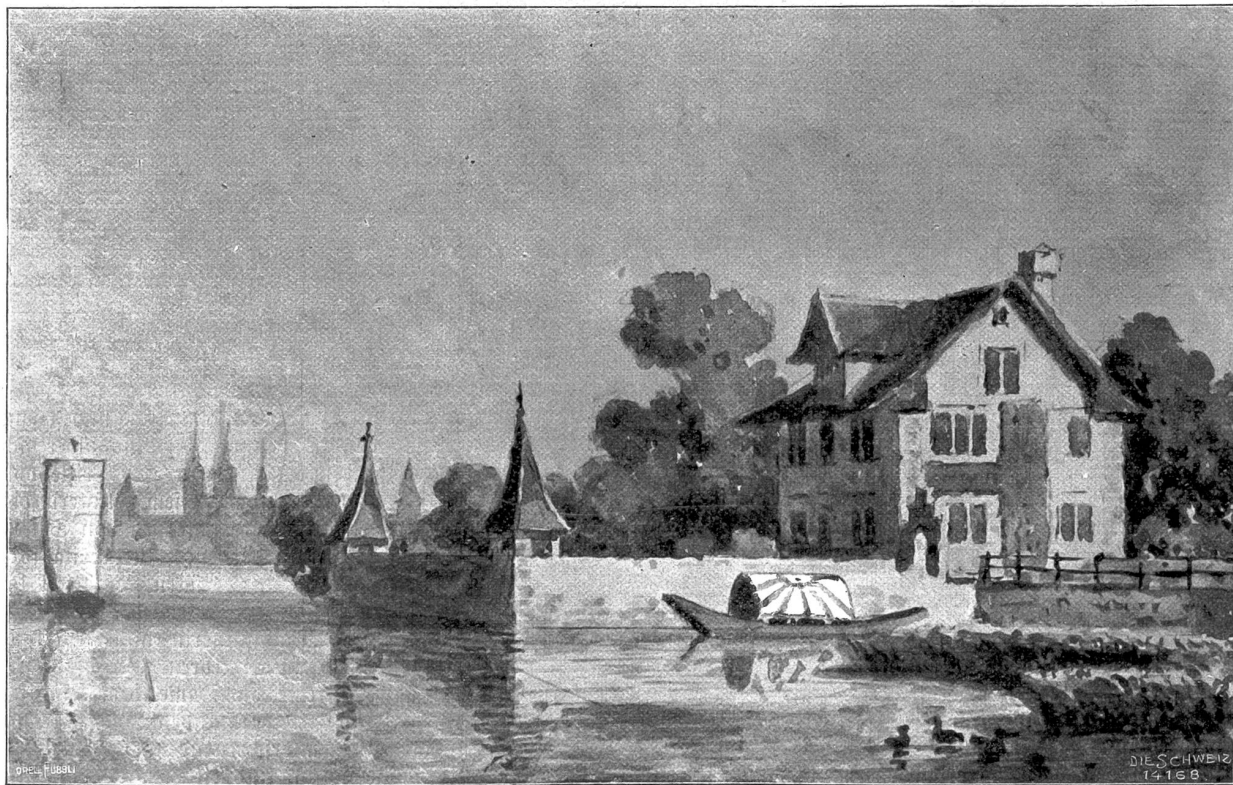
Inzwischen fing es zu dunkeln an, und Cosimo kam immer noch nicht.

Die Signora Albizzi lud nun die Fremde ein, die Bank, die dem einzigen Bette gegenüber an der Wand befestigt war, in Beschlag zu nehmen; sie selbst war entschlossen, sich unentkleidet auf das Bett zu legen, das nach der Landesitte breit genug war, eine ganze Familie aufzunehmen. Daß das einzige Fenster mit Eisenstäben versehen war, die mit ihrem Pflanzengespinste vollends das Tageslicht beschränkten, war eher bedenklich als tröstlich.

Endlich erschien Cosimo!

Wie er sich unter der Türe des Gemaches zeigte und die Szene übersah, fiel ihm sofort des sich erhebenden fremden Landmädchens edle Gestalt und seine die Kunst herausfordernde Schönheit auf. Und als er ihr ins Gesicht sah, war die Ueberraschung noch größer; denn er glaubte, Irma zu erkennen, das Mädchen, das ihm Modell gestanden, als er sein jüngstes Bild in Arbeit hatte.

Das Schweigen war ein peinliches; denn nicht allein verharrete die Fremde in vollkommener Ruhe: dazu kam noch, daß Margherita, sofort des Freundes Ueberraschung gewahrend und durchschauend, den Mund nicht einmal zum Gruße öffnete, wiewohl sie sein Erscheinen so sehnlich herbeigewünscht hatte. Erst als die Tochter der Moria ihre Stimme vernehmen ließ, kam Cosimo wieder zu sich selbst, und sowie er seine Spannung aus der Miene ver-



Ein Stück Alt-Zürich. Am Zürichhorn. Nach dem Aquarell von Julius Stabler (1828-1904).

lor, so beruhigte sich auch Margherita wieder. Der Bann war gelöst. Das Mädchen fragte nämlich, kurz und klar die Situation überblickend, ob die Herrschaften für einige Zeit allein zu sein wünschten; in diesem Falle wolle sie für ein halbes Stündchen ein anderes Unterkommen suchen. Zugleich steckte sie einen kleinen Dolch, den sie auf das Fensterbrett gelegt, in den Gürtel und erklärte, ohne alle Leidenschaft: „Keinen Schritt ohne diesen!“

Endlich war das Paar allein. Beide gaben sich den Anschein der Unbefangenheit und fühlten doch beide, daß etwas Besonderes geschehen war.

„Wie konnten Sie mich so lange allein lassen?“ fragte Margherita mit erzwungener Ruhe.

Ebenfalls mit Ruhe, doch ohne Zwang, antwortete der Maler: „Ich muß um Verzeihung bitten, obschon es in der besten Absicht geschah. Ich glaubte, ein Stündchen Ruhe müßte Ihnen höchst willkommen sein. Auch war ich über das Haus und seine Bewohner nicht im geringsten in Sorge. Die Padroneffa scheint mir Vertrauen zu verdienen. Sonst sah ich nur junges und halbgewachsenes Volk, das den Hühnern nachließ und am Ufer Muscheln sortierte. Keine Minute verlor ich das Gebäude aus den Augen. Die junge Fremde...“

„Wer ist sie? Ist sie Ihnen bekannt?“ fragte die Dame mit einiger Schärfe.

Jetzt überschaute Cosimo die Lage, doch verlor er seine Gelassenheit nicht. „Auch Ihnen fällt sie auf?“ fing er an. „Ich muß gestehen, daß ihr Anblick mich frappiert hat, daß ich sogar glaubte, sie als eine Bekannte anreden zu müssen. Erst als sie den Mund öffnete, sah ich ein, daß ich mich getäuscht...“

„Wem gleicht sie denn?“

„Ahnen Sie denn nichts? Ich sollte denken, daß Sie noch vor mir auf den Gedanken gekommen wären, das sei das Modell zu meinem weiblichen Zeale!“

„Ach so!“ war der Aristokratin verblüffter Ausruf. „Ja freilich liegt so etwas in ihrer Haltung, selbst in ihren Zügen. Aber die Phantasie hatte noch manchen Schritt zu tun, von einem zum andern zu gelangen!“

Zimmerhin fühlte sich die Sprecherin bedeutend erleichtert, sodaß sie ruhig zuhörte, als der junge Mann dieses Thema verließ und von dem schönen Abendhimmel und den Lichteffecten auf den Lagunen zu sprechen begann, bedauernd, daß man voreilig Marcos Vorschlag zurückgewiesen, heute noch nach Chioggia hinüberzurudern. Beim Erzählen der in seiner Seele festgebannenen meteorischen Bilder war er so hingerissen, daß er die seltsame Situation ganz zu vergessen schien, in der er sich mit seiner Reisegefährtin befand. In dieser selbst ging in demselben Moment eine eigentümliche Wandlung vor. War sie noch vor wenigen Minuten erbittert, daß seine Augen an der Gestalt der Dalmatinerin geblieben, war sie von Mißtrauen, Argwohn und Eifersucht erfüllt, so überströmte es sie jetzt wie ein Schwall des erstickenden Scirocco, daß er in ihrer Nähe, da sie doch in so pittoreskem Gewande vor ihm weilte, von nichts als Wolken und Wellen zu reden mußte.

Die Nacht war inzwischen hereingebrochen. Sofort war es auch geräuschvoll im Hause. Und nur wenige Minuten vergingen, so erschien die Patronin, ein Licht

in der Hand, und die Dalmatinerin folgte ihr auf dem Fuße. In kurzer Auseinandersetzung ward erklärt, es ließe sich nicht anders machen, das Mädchen müsse diese Nacht im Zimmer bleiben. Cosimo sah seine Gebieterin fragend an, und diese, mit südländischer Raschheit entschlossen, erklärte: „Gut, ich muß mich drein fügen; aber wir bleiben zu dreien! Von Nachtruhe ist doch keine Rede. In wenigen Stunden wird der Morgen sich einstellen, dann besteigen wir die Barke.“

Cosimo stimmte sofort bei; von der Wirtin verlangte er noch genügend Licht und etwas Speise und Trank, auch wollte er Aufklärung, wer denn eigentlich im Hause noch zu erwarten sei.

„Was das Meer ans Land schwemmt!“ war die ausweichende Antwort.

Der Dalmatinerin mochte eine ähnliche Situation schon mehr als einmal vorgefallen sein. Sie erzählte in ihrem fremdklingenden Dialekt, als sich die Alte zum letzten Mal empfohlen, die venezianischen Herrschaften hätten nichts zu befürchten, die Leute, die bereits im Hause seien und den Tag über auf dem Boden geschlafen hätten, seien Contrabandieri, die bloß das völlige Dunkel der Nacht abwarteten, um über Pelestrina nach Chioggia oder längs der Adige nach Cavarzere zu gelangen; nur sie selbst, das einzelne Landeskind, dürfe den Kerlen nicht in die Hände geraten; dieses Volk, stets zwischen Tod und Leben schwebend, sei auch stets bereit, um eines Vergnügens willen anderer Leute Glück und Seligkeit aufs Spiel zu setzen. Sie selbst, schloß sie, sei auf der Reise nach Genua, wo sie sich nach Argentinien einschiffen müsse; dort müsse sie an Stelle einer frühverstorbenen Schwester bei einem Trüpplein Kinder Mutterstelle vertreten.

Nach diesen Worten nahm sie ihren Rosenkranz heraus, kauerte sich auf die Fensterbank und schien sich nicht mehr um die Anwesenden zu kümmern.

Da sie bald auch den beinernen Rosario ruhen und kein Wort mehr vernehmen ließ, hielten Margherita und Cosimo dafür, sie möchte, erschöpft vom Tage, eingeschlafen sein, und redeten deshalb, einander am Tische gegenüberstehend, nur mit kaum vernehmbaren Worten.

Man sprach beim schwachen Schein der Lampe, als wäre es verabredet, von gleichgültigen Dingen; man ließ lange Pausen eintreten, sei es aus Sorge, die Schläferin zu wecken, sei es, um auf jedes Geräusch zu achten, das aus den untern Räumen des Hauses zu erlauschen war. Das letztere war nicht nur aufregend, sondern oft fast beängstigend; denn es stellte sich mehr und mehr heraus, daß das Haus durchaus nicht so unbewohnt war, wie es vorher den Anschein gehabt. Auch über sich hernahmen die Horchenden ein Rumoren und Tritte von schweren Stiefeln, ein Gerede von leisem Flüstern bis zum lautesten Fluche, ein Hinundherschleppen von Säcken und Kisten. Die ängstlich gewordene Margherita forderte Cosimo auf, an ihre Seite zu rücken. Vielleicht tat sie es auch, damit er nicht immer wieder nach der scheinbar schlummernden Dalmatinerin hinüberstaunte. Jetzt mußte er dieser den Rücken kehren. Gleichsam um sich seiner zu versichern, legte die Dame dem Künstler wie angstbekommen ihre weiße Hand auf die Rechte.

Als es einmal zu einem erschreckenden Gepolter kam, fuhr auch die Schläferin auf und eilte, mit der Hand



Bildnis der Malerin Sibylla Merian (des Künstlers Schwester.)
Nach dem Gemälde von Mathäus Merian d. J. (1621–1687)
in der Oeffentlichen Kunstsammlung von Basel.

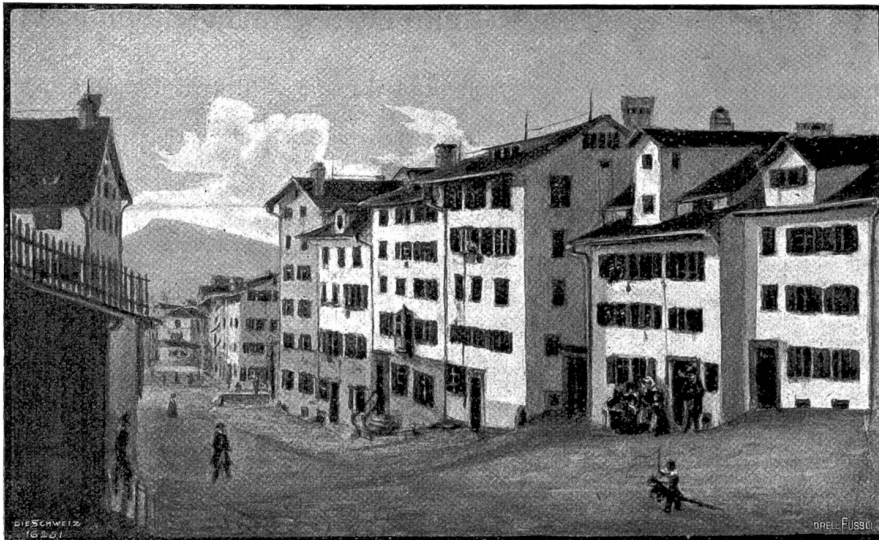
nach der Waffe greifend, ans vergitterte Fenster.

Die Besorgnis stieg auf die Spitze, als sich die Türe, die man für verschlossen gehalten, plötzlich öffnete und die Wirtsfrau etwas ins Zimmer warf mit den Worten: „Muß man das verfluchte Brigantensack noch in Hitze bringen?“

Man sah nach. Der hingeworfene Gegenstand war ein schwarzer Schleier, den die Dalmatinerin als den ihrigen erkannte. Sie gestand nun, das Ding unten in der Küche liegen gelassen zu haben, und sprach die Besorgnis aus, einer der Strandschiffer möchte dadurch auf ihre Spur gekommen sein, weshalb sie doppelt den Morgen heranzuwünsche, wo sie

sicherlich ein Küstenwächter von San Felice abholen werde. Der Künstler hatte indessen mit Erstaunen festgestellt, daß man die Türe auch von außen zu öffnen vermöge, wenn von innen der Riegel noch so gut vorgeschoben war — ebenfalls ein Grund, die Stunde herbeizujehnen, wo man der übeln Herberge den Rücken kehren konnte.

Bei Margheritas Frage an das Landmädchen, ob sie hier besser bekannt sei, nahm diese die Gelegenheit wahr, an den Tisch zu rücken, und zwar nicht ohne ein höfliches «Con permesso?» Bald war das Trio in wechselndem Gespräche; denn die Fremde, die sich Wanda nannte, erzählte, sie habe zu Venedig eine Schwester, die wegen ihrer großen Schönheit von den Künstlern



Ein Stück Alt-Zürich. Am Lindenhof. Nach dem Aquarell von Rudolf Koller (1828—1905).

oft benützt werde, wenn sie eine Heilige oder sonst eine persona diva darzustellen hätten. Jetzt war das Rätsel gelöst. Margherita fühlte sich fast wie neugeboren, und Cosimo durfte es wagen, eine Art schweesterlicher Neigung zu der Erzählerin zu bekennen. Zugleich aber, um seine Gönnerin vollkommen zu beruhigen, war nun er es, der wie schützend seine Hand über ihren Arm hielt und sie spüren ließ, daß er auch an der Seite aller Schönen Dalmatiens nicht vergesse, wer die Aller Schönste sei, die Einzige, die in seinem Herzen regiere.

So deutete die junge Witwe das feste Anfasseln des Künstlers, und darum erwiderte sie die Mitteilung mit Blicken voll innigster Glut.

(Fortsetzung folgt).

Zu den Aquarellen Rudolf Kollers und Julius Stadlers.

Das Bildchen Rudolf Kollers stammt aus dem Jahre 1853. Es stellt einen Teil der mittlern Hofgasse dar, die heute Fortunagasse heißt. Gemalt wurde das kleine Plätt, das übrigens nicht gewöhnliche künstlerische Dualitäten zeigt, für eine Familie Breitinger, deren Glieder, zum Teil auf der Bank sitzend, vor dem Hause versammelt sind. Koller mag die kleine Schöpfung mit einer gewissen Teilnahme zustande gebracht haben, weil in dem etwas weiter unten gelegenen Hause mit der geländerten Freitreppe und dem Erker sich viele Stunden seiner Jugendzeit abspielten und zwar angenehme Stunden. Es ist das Haus „Zur blauen Trauben“, jetzt Fortunagasse 36, das seinem Großvater väterlicherseits, Hans Heinrich Koller (23. VII. 1775 bis 29. X. 1861), gehörte. Für den Onkel Rudolf bedeutete es allemal ein Fest, wenn er an die Hofgasse zum Mittagessen eingeladen wurde, was gewöhnlich Sonntags geschah. Uebrigens zog ihn viel weniger der festliche Braten und was man noch dazu auftrug, so wesentlich an, sondern der Gegenstand seiner Freude war der Onkel Johann Kaspar Koller (1808—1879), der Sohn Hans Heinrich Kollers. Dieser Onkel Chäppi, in Folge einer Kinderkrankheit beinahe bis zur Taubheit schwerhörig, war nämlich seines Zeichens Maler. Wenn auch sein Können nicht weit reichte, da er sich darau

beschränken mußte, für die Kunsthandlung Landschaften zu kolorieren und Lichtschirme zu malen u. s. w., so war er doch für den Neffen Rudolf insofern eine wichtige Person, als er ihm zuerst einen Einblick in die Anfänge des Handwerklichen der Kunstübung verschaffte und weil er eine kleine Sammlung von Kunstblättern besaß, worunter einige Radierungen von Salomon Gessner und Ludwig Heß.

Steht das kleine Stück altes Zürich, das auf Kollers Jugendschöpfung festgehalten ist, heute noch ungefähr aus wie vor einem halben Jahrhundert, so ist das See-Fidyll aus der Gegend des Zürichhorns, das Julius Stadlers Blatt gegenwärtig, jetzt vom Erdboden verschwunden: Julius Stadler (1828—1904) hat lange Zeit sehr viel mit seinem Klassen-genossen Rudolf Koller verkehrt. Und als dieser zu Anfang der sechziger Jahre die Besitzung am Zürichhorn erwarb, entwarf Stadler für ihn den Plan zum Umbau des alten Häuschens und zum Atelier. Ja, er dachte ursprünglich daran, diesen Neubau so geräumig anzulegen, daß er selbst neben seinem Freunde darin Platz fände. Doch ließ ihn die Erwägung, daß er im Grunde Architekt, nicht auch Maler sei, von der Ausführung dieses Vorhabens schließlich absehen.

Adolf Frey, Zürich.